

# Aufruhr und Lärm III

## Zusammenfassung

(HFBK SS 2015)

## **Inhalt**

Einleitung	S. 3
I. Sinnlicher und sinnhafter Sinn: Jean-Luc Nancy	S. 4
II. <i>Phoné</i> vs. <i>Lógos</i> : Hans-Joachim Lenger	S. 9
III. Die paradoxe Präsenz der Stimme: Mladen Dolar	S. 13
Ausblick	S. 20
Literatur	S. 21

## Einleitung

Im vergangenen Semester wurde im Seminar vor allem die zeichentheoretischen, politischen und ontologischen Dimensionen von „Aufruhr und Lärm“ diskutiert. Ausgangspunkt dieser intensivierten Auseinandersetzung waren drei aktuelle philosophische Positionen, deren Lektüre einen differenzierteren, stärker theoretisch und begrifflich orientierten Zugang zum Thema ermöglichten. Ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückte dabei vor allem das verworrene Zusammenspiel von Gehör, Stimme und Denken, das einem sich selbst vernehmenden Subjekt immer wieder einen Strich durch die Rechnung eines kohärenten Selbstentwurfs macht. Die bereits in den frühen Schriften Jacques Derridas angelegte Kritik einer „Metaphysik der Präsenz“, die die Gegenwart gegenüber Vergangenheit und Zukunft ontologisch privilegiert<sup>1</sup>, wird in diesen Positionen auf je unterschiedliche Weise aufgegriffen und mit Bezug auf akustische Phänomene weitergedacht. Ein gemeinsamer Referenzpunkt dieser philosophischen Hinwendungen zum Akustischen ist die Anfangspassage aus Aristoteles’ *Politik*, die ihren Ausgang von einer akustischen Unterscheidung nimmt: der Differenz von *phoné* (Stimme) und *lógos* (Sprache).<sup>2</sup> Die aristotelische Unterscheidung wird in der aktuellen politischen Philosophie an verschiedener Stelle aufgegriffen.<sup>3</sup> Sie könnte den Ausgangspunkt von Überlegungen bilden, die nach der akustischen Dimension der politischen Philosophie fragen und diese mit aktuellen Theorien der Macht in Verbindung bringen. Das Verhältnis von „Musik und Macht“ wird den Themenschwerpunkt des kommenden Semesters bilden, wo es im Seminar überblicksartig und einleitend diskutiert werden soll. Aufruhr und Lärm werden dabei weiterhin im Hintergrund rauschen. Dann nämlich, wenn es um die Frage geht, wie jedes Denken des Politischen eine akustische Differenz ruhigstellen muss, die in ihren Begriffen als Störung des Sinns wiederklingt. Die folgende Zusammenfassung versucht, die drei im letzten Semester diskutierten Positionen von Jean-Luc Nancy, Hans-Joachim Lenger und Mladen Dolar noch einmal gebündelt zusammenzufassen und mit dem Seminarthema des kommenden Semesters in Beziehung zu setzen.

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu Derrida 2003.

<sup>2</sup> Vgl. Aristoteles 1994, 7ff.

<sup>3</sup> Vgl. Rancière 2002, 14 – 32 und Agamben 2002, 17 – 22.

## I. Sinnlicher und Sinnhafter Sinn – Jean Luc Nancy

Nancy's 2001 unter dem französischen Originaltitel *À l'écoute* veröffentlichter Essay *Zum Gehör* nimmt seinen Ausgang von einer Kritik des sogenannten „Okkularzentrismus“, der die Dominanz von optischen gegenüber akustischen Medien in der Geschichte der Philosophie bezeichnet. Zentral wird dabei die Differenz der französischen Verben *écouter* (dt. „Lauschen“) und *entender* („Vernehmen“), die als ein erster Hinweis auf nicht nur in akustischer Hinsicht voneinander getrennte Sphären des Sinns aufgegriffen wird.

Man lauscht dem, der eine Rede hält, die man verstehen will, oder man lauscht auch dem, was Musik heißt. Im Falle der ersten [Beispiels] kann man zumindest vereinfachend (vergisst man die Stimmen, die Timbres) sagen, das Zuhören sei zu einem jenseits des Klanges präsenten Sinn hin gespannt. Im letzten Fall, dem der Musik, bietet sich der Sinn direkt am Klang selbst der Auskultation dar. In dem einen Fall verschwindet der Klang tendenziell, in dem anderen wird der Sinn tendenziell Klang.<sup>4</sup>

*Zum Gehör* ist ein Versuch, dem Hören, speziell unter musikalischen Gesichtspunkten, einen Ort in der Philosophie zuzuweisen. Hierzu ist nach Nancy eine Modifikation des philosophischen Vokabulars notwendig, das sich, ausgehend von optischen Metaphern, über weite Teile der philosophischen Tradition aufgebaut hat. Nancy geht davon aus, dass der „sinnhafte Sinn“ nicht von seinen sinnlichen Voraussetzung zu trennen ist. Im Falle des Hörens ist diese Annahme mit der Diagnose verbunden, dass dem Denken des Akustischen, gewissermaßen im Nachhinein, von der Philosophie optische Metaphern aufoktroiert wurden, weil sich der sinnlich empfangende Hör-Sinn in traditionellen philosophischen Begriffen nicht formulieren lässt. Die Leitfrage von *Zum Gehör* lautet dementsprechend: »Hören, zuhören, lauschen, ist die Philosophie dessen fähig? Eine derartige Verwerfung der Akustik betrifft insbesondere die durch optische Tiefenschärfe ausgezeichneten binären Oppositionen von „Oberfläche“ und „Tiefe“ bzw. „Innen“ und „Außen“, die für weite Teile der abendländischen Metaphysik eine tragende Rolle spielen. Eine abständige Tiefenschärfe des Raumes kann der Klang nicht kennen, weil er

---

<sup>4</sup> Nancy 2010, 14.

sich in einem „omnidimensionalen“<sup>5</sup> Raum transversal, das heißt *quer* zu metrisierbaren Koordinaten von Vertikale und Horizontale ausbreitet.

Der Schall hat keine verborgene Seite, er ist ganz davor dahinter und draußen drinnen, drunter und drüber, allseits [...]. Etwas vom theoretischen und intentionalen Schema, das am Optischen ausgerichtet ist, gerät hier ins Wanken. Hören heißt in diese Räumlichkeit eintreten, von der ich *zur selben Zeit* durchdrungen werde: Denn sie öffnet sich in mir ebenso wie um mich herum, und von mir ebenso wie zu mir hin: Sie öffnet mich in mir ebenso wie draußen [...]. Ganz Ohr sein, lauschen, das ist *gleichzeitig* draußen und drinnen sein, *von* außen und *von* innen offen sein, vom einen zum anderen also, und vom einen im anderen.<sup>6</sup>

In der von Nancy hier angedeuteten, durch den Schall ausgelösten Destabilisierung eines »intentionalen Schema[s], das am Optischen ausgerichtet ist« deutet sich eine wichtig Motiv des Buches an, das in die Argumentation von *Zum Gehör* immer wieder kontrapunktisch eingeflochten wird: Eine – bereits von Derrida 1967 in *Die Stimme und das Phänomen* skizzierte – Kritik der Phänomenologie Husserls im Register des Akustischen.<sup>7</sup> Von zentraler Bedeutung für eine derartige dekonstruktive Auseinandersetzung mit der Phänomenologie aus musikalischer Perspektive sind Husserls *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins* von 1905, in denen dieser eine Analyse der ineinander verkeilten Dimensionen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft am Beispiel der Melodie entwickelt.<sup>8</sup> Gerade die Melodie evoziert eine lebendige (d.h. differentielle) Gegenwart, die sich mit Vergangenheit und Zukunft überlagert. Wie Nancy in einer minutiösen, von Gérard Granel ausgehenden Re-Lektüre dieser „musikalisierten“ Analyse des Zeitbewusstseins deutlich macht, verfehlt Husserls phänomenologischer Blick allerdings die durch die Melodie evozierte Differentialität der Gegenwart, weil er „sowohl die Einheit *als auch* die Diversität *als solche*“<sup>9</sup> fixiert bzw. der Differenz eine *Einheit* zuschreibt. Einheit und Vielfalt lassen sich nämlich nicht *als solche* in den Blick nehmen, sie gehören einer Ordnung des „Stillschweigenden“ oder der stillen Differenz an, die als Entzug, Flüchtigkeit und „Scheu des Seins im

---

<sup>5</sup> Ebd. 22.

<sup>6</sup> Ebd., 22f.

<sup>7</sup> Vgl. Derrida 2003, insbesondere 9 – 28.

<sup>8</sup> Husserl 2000, 398ff.

<sup>9</sup> Nancy 2010, 28.

heiddergeschen Sinne“ apostrophiert wird.<sup>10</sup> Das Problem besteht also in einem gewissen Sinne darin, „dass Husserl die Melodie immer noch „sieht“, anstatt sie zu hören...“<sup>11</sup> Laut Nancy verfehlt er auf diese Weise den Entzug des Seins, weil er „nicht auf die musikalische Resonanz lauscht, sondern sie im Voraus in das Objekt eines Meinens konvertiert, das sie konfiguriert.“<sup>12</sup> Der transitive Modus des „sein“ als Verb lässt sich für Nancy nicht vernehmen, er macht keinen sinnhaften Sinn. Die von Husserl in okkularzentristischer Manier verfehlt Differentialität der Gegenwart offenbart sich eher im Hören, so wie in einer Melodie Einheit und Differenz in- und auseinander fallen.

Das Problem scheint überhaupt dasjenige zu sein, mit einem phänomenologischen Begriffswerkzeug an die Ordnung des Hörens zu tasten. Das liegt in erster Linie daran,

dass die Musik (wenn nicht der Klang im Allgemeinen) nicht eigentlich ein Phänomen ist, das heißt, sie gehört zu keiner Logik der Manifestation. Sie rührt vielmehr von einer anderen Logik her, die man eine Logik der Evokation nennen müsste, jedoch in einem präzisen Sinne: Während die Manifestation ans Licht der Gegenwart bringt, ruft die Evokation [...] die Präsenz zu sich selbst. Sie stiftet sie nicht und setzt sie nicht als gestiftet voraus. Sie antizipiert ihr Kommen und hält ihr Gehen zurück, bleibt selbst gespannt in der Schwebe zwischen den beiden: Zeit und Klanglichkeit, Klanglichkeit als Zeit und als Sinn.<sup>13</sup>

Für Nancy werden daher Resonanzen und Timbres zu ontologischen Konstanten, die nicht nur in der Verschränkung von sinnlichem und sinnhaftem Sinn widerhallen, sondern auch das Subjekt und die Körper selbst konstituieren.<sup>14</sup> Der Klang wird selbst zu einer Bedingung der Möglichkeit von Selbstwahrnehmung der Physis, das Subjekt erscheint als Klangkörper, dessen Singularität sich beispielsweise in einem Schrei äußert:

Und so muss man vielleicht das Kind, welches mit seinem ersten Schrei zur Welt kommt, als eines verstehen, das selbst – sein Wesen oder seine Subjektheit – die plötzliche Ausdehnung eines Hallraums ist, eine Halle, in welcher zugleich das widerhallt, was es trennt, und das, was es ruft, und dabei eine Luftröhre in Schwingung versetzt, eine

---

<sup>10</sup> Ebd., 29.

<sup>11</sup> Ebd., 31.

<sup>12</sup> Ebd., 29.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Vgl. ebd., 20.

Fleischröhre, die an ihren Öffnungen klingt: Körper und Seele *eines* jemand, jemand Neues, Singuläres. Einer, der zu sich kommt, indem er *sich* vernimmt [...].<sup>15</sup>

Diese abgründigen und irritierenden Dimensionen des Akustischen spielen in Nancys Überlegungen allerdings eine eher untergeordnete Rolle. Es stellt sich gelegentlich der Eindruck ein, man müsse sie in den Zwischenräumen und implizierten Konsequenzen seines Hör-Denkens suchen und entfalten. Ein Beispiel für eine derartige, im philosophischen *pianissimo* vorgetragene Implikation des Essays betrifft das Verhältnis von Sinn, Schweigen und Lärm. „Die Musik bringt den Lärm zum Schweigen“, so Nancy.<sup>16</sup> Ein Schweigen allerdings, in dem „[d]er Sinn [sich] öffnet“.<sup>17</sup> „Es handelt sich darum, es muss sich bis zum Ende darum handeln, diesem Schweigen des Sinnes zu *lauschen*. [...]“<sup>18</sup> Wie diese kompilierte Zitatensammlung deutlich macht disseminiert Nancy seine Argumentation in *Zum Gehör* wie in einem weit aufgefächerten philosophischen Klangraum. Er zerstreut sie, greift sie an anderer Stelle wieder auf, um sie in einer anderen Klangfarbe zur Resonanz zu bringen. Der Text wird damit selber zu einem omnidimensionalen philosophischen Resonanzraum. Die eingangs von Nancy aufgeworfene Frage nach einer „lauschenden Philosophie“ wird also von ihm selbst in diesem Buch bereits (vielleicht zum ersten Mal überhaupt) in Angriff genommen. Wenn die Musik den Lärm zum Schweigen bringt, aus dessen Stille der Sinn (gemeint ist hier wohl der „sinnhafte“ Sinn) erst auftaucht, dann wirft das die Frage nach der inneren Beziehung von Lärm und Stille auf, bzw. ein Nachdenken darüber, inwiefern der Lärm schweigend Sinn annehmen könnte. Eine radikale akustische Praxis des „ästhetischen Schweigens“ lässt sich hier erahnen, deren Grundzüge allerdings noch ausgearbeitet werden müssten.

Eine Ebene, die von Nancy nicht behandelt wird ist die Beziehung, die Musik und Macht zueinander unterhalten. Dadurch erhalten seine Ausführungen zum Bereich des Musikalischen gelegentlich eine etwas harmonisierende Klangfarbe, die es in rauhere Timbres zu transponieren gälte. Ein diskordanter Einklang von Musik und Macht deutet sich, zumindest in der deutschen Sprache, in der etymologischen Reihe Gehör-Gehorsam-Gehorchen an. Nicht nur bedingt Musik eine ihr jeweils spezifische Anord-

---

<sup>15</sup> Ebd., S. 27

<sup>16</sup> Ebd., 42.

<sup>17</sup> Ebd., 36.

<sup>18</sup> Ebd.

nung von Zeit und Wahrnehmung, der auf einer vorbewußt-physischen Ebene „gehört wird“. Auch auf der Makroebene des Sozialen hierarchisiert und strukturiert Musik Räume und Ensembles. Als Beispiel für eine derartige Hierarchisierung des sozialen Raums durch Musik mag der Distinktionsgewinn dienen, den der Konsum gewisser Genres mit sich bringt. Ein anderes Beispiel für eine machtmäßige Erfassung und Strukturierung sozialer Räume durch Musik bietet sich die Historie der abendländischen Militärmusik an.

Eine weitere Anschlussmöglichkeit wird durch den Umstand erzeugt, dass Lauschen und Vernehmen in *Zum Gehör* konsequent in einem Register der Öffnung und des Zugewandt-Seins verhandelt werden, mögliche andere Ordnungen des Akustischen finden jedoch keine Erwähnung – etwa ein machtförmiger Eingriff in die Akustik des Sozialen, die mit Zum-Verstummen-Bringen, Überhören, Übertönen oder Verschweigen bezeichnet werden könnte. Es drängt sich die Frage auf, inwieweit eine solche A-Sonanz oder De-Sonanz mit der Resonanz zusammen zu denken wäre. Insgesamt bietet der Essay also eine Fülle von Themenfeldern und Überlegungen, die sie in Bezug auf ihre vielstimmigen Implikationen weiterverfolgen und mit Blick auf das Thema des nächsten Semesters begrifflich erweitern lassen.



## II. *Phoné* vs. *Logos* – Hans-Joachim Lenger

Auch die Argumentation des Vortrags *Animalischer Lärm* nimmt von einer Opposition ihren Ausgang, die die strategischen Winkelzüge der abendländischen Metaphysik entscheidend geprägt hat: Die Opposition von *Lärm* und *Bedeutung*, die „das okzidentale Denken des Sprechens, der Sprache und des Zeichens im allgemeinen beherrscht“<sup>19</sup>: Diese Opposition organisiert die Zirkulation dessen, was zu einer Sphäre des Sinns zugelassen werden kann und was nicht. Bis weit in die Anfänge des philosophischen Denkens hat diese Aufteilung ihre unnachahmliche Wirksamkeit gezeigt, wie erneut der Beginn von Aristoteles *Politik* deutlich macht, wo die *phoné* (Stimme) vom *logos* (Sprache) kategorisch unterschieden und auf dieser Grundlage der „Mensch“ in Abgrenzung zum „Tier“, zum „Sklaven“ und zur „Frau“ definiert wird. Dieser „Mensch“ partizipiert Aristoteles zufolge zwar auch an der animalischen Geräuschproduktion, setzt ihr aber zugleich ihr Anderes entgegen: Die Sprache ist, wie Lenger deutlich macht, vom Lärm „durch einen Abgrund geschieden“.<sup>20</sup>

Die Stimme ist zwar Menschen und Tieren gleichermaßen geben, bleibt aber der unmittelbaren Sinnlichkeit verhaftet und kann so allein weder Menschlichkeit noch Gemeinschaft stiften: die Welt des Geräuschs bleibt für Aristoteles damit dem *logos* immer äußerlich. Die Stimme muss zum Träger der Sprache sublimiert werden, wozu die menschliche Stimme privilegiert ist, weil sich der Sprechende in ihr einer Innerlichkeit und Ökonomie der Selbstgegenwart einer „vernünftigen Seele“ vergewissern kann. Diese Differenz wird von Lenger in den Bereich des Politischen transponiert. Bei Aristoteles öffnet sich ein Abgrund von *logos* und *alogia* zwischen dem Bürger der Polis auf der einen und den Tieren, Sklaven, Frauen und Kindern auf der anderen Seite. Von Natur aus ist derjenige Sklave, der des *logos* nur teilhaftig wird, sofern er ihn von anderen vernimmt, den Herren, die ihm Befehle geben. Das „Unlogische“ bleibt aus der politischen Ordnung ausgeschlossen, die damit zur Sphäre jenseits des Lärms ausgerufen wird.

---

<sup>19</sup> Lenger 2015, 4.

<sup>20</sup> Ebd.

Ganz in diesem Sinne entwickelt der französische Philosoph Jacques Rancière die Frage eines politischen „Unvernehmens“ vor dem Hintergrund der Beziehungen von Sprache und Lärm.<sup>21</sup> Für Rancière entscheidet sich in diesen verwickelten Beziehungen, was im politischen Universum Bedeutung, bzw. argumentatives Gewicht annehmen kann und was nicht. Was bedeutet es überhaupt zu *sprechen*? Was wird zur Ordnung einer Sprache zugelassen, in der das Politische verhandelt wird? Wer entscheidet darüber, ob Subjekte sprechen oder Lärm produzieren? Diese Fragen werfen Rancière zufolge *aisthetische* Probleme auf, weil jede *Aisthesis* immer auch die Grenzen berührt, die „den Lärm von Sprechen, das Sinnliche vom Nicht-Sinnlichen, das Sagbare vom Unsagbaren, [...] *lógos* von *alogía* absetzen“ und unterscheiden.<sup>22</sup> Die *alogía* beschreibt eine Kraft, die die Maße des *logos* übersteigt und dementsprechend verwüsten könnte. *Álogos* ist damit ein anderer Name für das Geräusch, das Rauschen und den Lärm.

Für Lengers Argumentation wird die Frage leitend, wie sich das Verhältnis von Lärmen und Sprechen im Akt der Revolte konstituiert. Hierzu greift er Rancières Überlegungen zu den französischen Arbeiterstreiks des 19. Jahrhunderts auf und unterzieht sie einer Kritik, die in das Herz des paradoxen Verhältnisses von *logos* und *álogos* zielt. Der streikende Arbeiter möchte nach Rancière als „vernünftig sprechendes Wesen“ anerkannt werden, der Akt des Streiks fordert Rechte auf einen Zugang zu der Symbolischen Ordnung ein, er artikuliert ein Begehren, in die Sphäre des politischen Sinns eingelassen zu werden. Dagegen ist, Lenger zufolge, jede Revolte durch eine Verweigerung gegenüber der herrschenden Semiotik gezeichnet, durch ein „Zum-Sklave-Werden, Zur-Frau-Werden, Zum-Kind-Werden“<sup>23</sup>, das die lärmenden Kräfte intensiviert, die von vorne herein ausgeschlossen werden mussten, um diese Semiotik überhaupt zu installieren. Eine Revolte, die nicht an die Verfasstheit des hegemonialen Zeichenregimes eines „Herrensignifikanten“<sup>24</sup> rührt, gleicht für Lenger lediglich einem argwöhnischen Betteln um Aufmerksamkeit:

Den Herren nämlich beweisen zu wollen, dass man kein lärmendes Tier, sondern ein sprechendes Wesen ist, ist deren Logik im gleichen Maß verfallen, in dem es der Struktur einer herrschenden Semiotik unterworfen bleibt. Erkennt an, so der Appell dieses Streiks

---

<sup>21</sup> Rancière 2002.

<sup>22</sup> Lenger 2015, 4.

<sup>23</sup> Ebd., 7.

<sup>24</sup> Ebd., 11.

an die Herren, dass wir uns als Sprechende in der Ordnung des *lógos* bewegen, erkennt an, dass ihr einen verhängnisvollen Fehler begeht, wenn ihr uns dem Animalischen zuordnet! Seht her, hört her, wir sind keine Tiere, die durch tierischen Lärm diskreditiert sind!<sup>25</sup>

Diese aus einer Selbstinszenierung als Opfer auftauchende akustische Aktualisierung der „Sklavenmoral“ nennt Lenger – darin Nietzsches Polemik gegen die aufkommenden Gewerkschaften philosophisch aktualisierend – „Sozialdemokratismus“.<sup>26</sup> Eine reaktive politische Haltung, die sich in einer paradoxen Drehbewegung überhaupt erst zum – neidisch auf die Insignien der Macht schielenden – „Sklaven“ *macht*. Ein derartiger Sozialdemokratismus bewegt sich Lenger zufolge immer nur in einem „Als-Ob“, in dem ein „gleichberechtigtes“ Sprechen suggeriert wird, das der Lärm des „Abschaums“ radikal durchkreuzt. Denn obwohl ausgeschlossen, dringen diese inkommensurablen Geräusche keineswegs „von außen“ in die Ordnung vernünftigen Sprechens ein. Der Lärm der *alogía* ist dem ökonomischen Verdauungssystem der Sprache von vornherein eingeschrieben. Dieses ist wesentlich aus Geräuschen „gemacht“ und wird von asignifikanten Silben durchquert, bevor sie das sinnhaft konturierte Produkt ihrer semiotischen Mehrwertproduktion still und heimlich ausscheiden kann. „Der Ausschluss des Lärms aus der Sprache würde diese Sprache im Innersten verwüsten“, so Lenger. Er käme einer Überdosierung eines Antibiotikums gleich, das die sprachliche Sinnproduktion zu unkontrollierbaren und schizoiden Wunschströmen umwandeln würde. Und deshalb „springt der *tópos* des Tierischen“ überall dort als „Platzhalter“<sup>27</sup> ein, wo den störenden und die Symbolische Ordnung durchquerenden Geräuschen eine primordiale Animalität zugeschoben werden muss, um eine in akustischer Hinsicht unbefleckte Sphäre „reiner Bedeutung“ zu konstruieren. Mit anderen Worten: Der Lärm einer unausgesetzten, semiotisch maschinisierten Mehrwertproduktion muss im Subjekt selber stillgestellt werden, um die Bedingungen der Möglichkeit dieser Produktion nicht aus den Händen zu geben. Das sozialdemokratische Subjekt eines ranciérschen „Unvernehmens“ hört also zunächst einmal sich selbst nicht zu und möchte stattdessen in den schalltoten Raum „kommunikativer Rationalität“ eingelassen werden, die aus sicherer Distanz den tobenden Lärm der Produktion reguliert. Diese „Sphäre reiner Be-

---

<sup>25</sup> Ebd., 8.

<sup>26</sup> Ebd.

<sup>27</sup> Ebd. 13.

deutung“, die sich aller störender Geräusche entledigt hat weist in ihrer Abständigkeit aber auch fatale Schwachstellen auf. Denn der Abstand von Rauschen und Signal lässt sich nicht dauerhaft regeln und metrisieren, er ist ein intensiver Zwischenraum, der in regelmäßigen Abständen vom Begehren einer Wunschproduktion durchquert wird, das alle sorgsam konstruierten Stratifikationen von Sinn und Bedeutung mitreißt. Immer trifft die Macht auf einen ihr vorgängigen akustischen Widerstand, ein *tranzendentales Rauschen*, dann wenn akustische Mikroperzeptionen in die Repräsentationen eines optisch formierten Gemeinnsinns gezwungen werden. Die Revolte ist daher auch eine Frage der akustischen Wahrnehmung. Sie kann zum Resonanzraum eines asignifikanten Lärms werden, dessen Verstärkung die symbolische Ordnung temporär verwüsten könnte. Dann nämlich, wenn der animalischen Produktionslärm im menschlichen Subjekt freigesetzt wird, um „Zum-Tier-Werden“ zu können, zu etwas, das den Herrensingifikanten lärmend anfällt.<sup>28</sup>

Wie Lenger in seinem Vortrag deutlich macht, besteht durchaus die Möglichkeit, das Regime der Zeichen selbst zu verändern. Dies wäre der grundlegende Anspruch jeder Revolte, im Gegensatz zu einem bloßen Appell an die herrschende Ordnung. Ein solcher Aufruhr würde sich allerdings nicht auf die Suche nach einem verloren gegangenen „animalischen Ursprung“ machen, er wäre selbst, wie Lenger betont „ein Ur-Sprung im Wortsinn, ein Sprung, der den Anfang selbst eingesetzt haben wird, um sein Springen und Einspringen immer neu zu wiederholen.“<sup>29</sup>

---

<sup>28</sup> Ein literarisches Beispiel für ein derartiges „Zum-Tier-Werden“, das die Ordnung des Herrensingifikanten lärmend durchquert, findet sich in Franz Kafka's Erzählung ›Josefine, die Sängerin oder das Volk der Mäuse‹. Kafka, ein „großer Autor des tatsächlichen Tier-Werdens, besingt [hier] das Volk der Mäuse; und Josephine, die singende Maus, hat manchmal eine privilegierte Stellung in der Bande, manchmal eine Stellung außerhalb der Bande und gleitet manchmal in die Anonymität der kollektiven Aussagen der Bande ab und verliert sich in ihnen.“ (Deleuze/Guattari 1992, 332.) Zu einer schizoanalytischen Auseinandersetzung mit dieser Erzählung vgl. ebd., 332ff.

<sup>29</sup> Lenger 2015, 13.

### III. Die paradoxe Präsenz der Stimme: Mladen Dolar

Mladen Dolars *His Masters Voice – Eine Theorie der Stimme*<sup>30</sup> behandelt die Zusammenhänge von Sprache, Stimme und Gehör vor einem theoretischen Hintergrund, der sich aus dekonstruktiven Motiven mit dem Lacanianismus der „Ljubljana-Schule“<sup>31</sup> speist. Das Buch zeigt sich als systematische, vom der Stimme ausgehende Auseinandersetzung mit dem französischen Strukturalismus und dessen dekonstruktiver Verschiebung. Im Zentrum von Dolars Arbeit steht ein Konzept der Stimme als *différance*, deren paradoxer und sich selbst entzogener Ort mit einem von Jacques Lacan entlehnten psychoanalytischen Vokabular umkreist wird. Die Viel-Stimmigkeit der Stimme entfaltet ihre Kontrapunktik immer in einem Zwischenraum: dem intensiven Intervall zwischen Stimme und Körper, zwischen Subjekt und dem Anderen, zwischen *phóné* und *logos*, zwischen *zoé* und *bios*<sup>32</sup>. Dementsprechend vielseitig arbeitet Dolar diese Beziehungen durch, in Kapiteln, deren Überschriften die multidisziplinäre Programmatik des Buches vorzeichnen: von der *Linguistik der Stimme* über ihre *Physik* und *Metaphysik* bis zu einer *Ethik* und schließlich ihrer *Politik*.

Ihren differentiellen und sich einer genaueren Bestimmung entziehenden Charakter offenbart die Stimme nach Dolar bereits in ihrem Verhältnis zu Sprache und Körper. Der stimmliche Laut ist zwar Träger der Sprache, verschwindet aber im Sinne der strukturalen Linguistik, da diese nur Signifikanten kennt – negative Sprachpartikel, die erst in der differentiellen Matrix der Sprache „Sinn machen“.

Der Signifikant ist auf die Stimme als Grundlage angewiesen [...], aber er verfügt über keine eigene Materialität, sondern nutzt die Stimme nur, um unsere gemeinsame ‚virtuelle Realität‘ zu erzeugen. Das Problem ist allerdings, daß bei dieser Operation immer ein Rest bleibt, der sich nicht in einen Signifikanten verwandeln kann; ein Rest, der keinen Sinn ergibt, ein Überbleibsel, etwas Verworfenes – sollen wir sagen, ein Exkrement des Signifikanten?<sup>33</sup>

---

<sup>30</sup> Dolar 2007.

<sup>31</sup> Zu dieser gehören – neben Dolar – vor allem Mirjana Zupanic und Slavoj Žižek, die sich ebenfalls einer vom Deutschen Idealismus ausgehenden Re-Lektüre der strukturalistischen Psychoanalyse Jacques Lacans verschrieben haben.

<sup>32</sup> *Phóné* - der Laut, *logos* – das Wort, *zoé* – das „nackte“ Leben, *bios* – das soziale Leben.

<sup>33</sup> Dolar 2007, 31.

Die Stimme erscheint also als ein Rest oder Überschuss signifikanter Prozesse, ist aber zugleich ein unerlässliches Bindeglied zweier „Ordnungen“ – etwa denen von Körper und Sprache, wobei der Platz, den die Stimme zwischen beiden einnimmt, sich nicht genau bestimmen lässt. Die von Dolar angeführten Überschneidungen lassen sich mit dem Begriff der *Extimität* fassen, der ein Innerstes, das zugleich einen Äußersten Punkt markiert (oder umgekehrt), bezeichnen lässt.

Die Stimme ist Stütze einer Selbstpräsenz, eine Art akustischer Spiegel des Subjekts, das im „sich vernehmen“ zugleich Sender und Empfänger ist. Jenseits dieser latent narzisstischen Form akustischer Selbstbespiegelung taucht die Stimme in psychoanalytisch relevanter Form auch als die Stimme „des Anderen“ auf, als die innere Stimme des Gewissens (Über-Ich) oder in der psychotischen Erfahrung des Stimmenhörens. Die Stimme als Medium der Selbstaffektion, als „Illusion [...] eines unmittelbaren Zugangs zu einer unverfälschten Gegenwart“<sup>34</sup> steht für Dolar am Ursprung der gesamten metaphysischen Tradition. Das „phonozentrische Vorurteil“ eines Vorrangs der Stimme vor der Schrift kennt allerdings auch gefährliche oder trügerische Stimmen, diese sind hauptsächlich musikalischer Natur. In der griechischen Philosophie finden sich, insbesondere bei Platon und Aristoteles, mannigfaltige Beispiele für eine politisch motivierte Kritik der Musik, die sich letztlich alle auf eine Angst vor einer vom *logos* befreiten Stimme beziehen. Diese Angst hat eine sexuelle Komponente: „In der Musik ist die Fleischeslust am heimtückischsten, weil sie hier von allem Materiellen befreit zu sein scheint; die Stimme ist zugleich die feinsinnigste und perfideste Form des Fleisches.“<sup>35</sup>

Dennoch ist die Stimme der Garant des Gesetzes, sowohl in seinen religiösen als auch in seinen politischen Konnotationen. Obwohl die Stimme der „sinnlose Rest des Buchstabens“ ist, stattet sie ihn mit Autorität aus, was sich etwa an den biblisch überlieferten Gottesworten ablesen lässt. Dolar bringt es auf die Formel „Ohne Stimme kein Gesetz“<sup>36</sup> – allerdings ist es für ihn die extime Funktion der Stimme, die das Gesetz gleichermaßen verkündet und bedroht. Ihren Charakter als Objekt im lacanschen Sinne (das Objekt klein *a* oder Objekt des Begehrens) offenbart die Stimme, wenn sie im Sinne der Akusmatik gehört wird. Die Schüler des Pythagoras mussten jahrelang den Worten ihres

---

<sup>34</sup> Ebd., 52.

<sup>35</sup> Ebd., 67.

<sup>36</sup> Ebd., 76.

hinter einem Vorhang verborgenen Meisters lauschen, ohne ihn zu Gesicht zu bekommen. Diese von ihrem Körper abgelöste Stimme ist durch die elektronischen Medien heute zwar ubiquitär geworden, für Dolar lässt sich mit ihr aber zeigen, dass das Begehren sein Ziel notwendig nicht erreichen kann und der Ursprung des Objekts ungewiss bleibt:

Die Stimme als Objekt tritt also genau mit der unmöglichen Deakusmatierung auf den Plan. [...] In ihrer sonderlichen Körpertopologie gleicht die Stimme einem körperlichen Geschoss, das sich vom Körper ablöst und in alle Winde zerstreut, zugleich jedoch verweist sie auf einen körperlichen Innenraum, einen intimen Teilbereich des Körpers, der nicht offenbart werden kann [...].<sup>37</sup>

Die Stimme nimmt einen ähnlichen topologischen Raum zwischen Subjekt und dem Anderen ein, wie sie es an der Schnittstelle zwischen Körper und Sprache tut. In beiden verweist sie auf einen Mangel, in dem Moment, in dem das Subjekt die Stimme aussendet, „verliert“ es sie; ebenso wie sie vom Anderen herkommt „ohne ein Teil von ihm zu sein; vielmehr markiert und beschwört sie eine Leere im Anderen, umschreibt diese, ohne ihr eine konkrete Beschaffenheit zu geben.“<sup>38</sup> Es ist diese Leere, diese Abwesenheit oder dieser Mangel, der ein Begehren ursprünglich freisetzt, die Stimme fungiert für Dolar als dessen Objekt.

Das mit *Die Politik der Stimme* überschriebene Kapitel wendet sich einem ähnlichen Feld wie Hans-Joachim Lengers Text *Animalischer Lärm* zu, auch hier steht die *Politik* des Aristoteles an zentraler Stelle. Eine Konzeption Giorgio Agambens aufgreifend zieht Dolar Parallelen zwischen der „animalischen“ Stimme der *phóné* und dem „nackten“ Leben der *zoé*, um sie der von Vernunft und Politik beherrschten Sphäre von *logos* und *bios* gegenüber zu stellen. Auch hier konstatiert er ein extimes Verhältnis, so ist etwa der aufs nackte Leben reduzierte Delinquent im Gefängnis gleichermaßen aus der Gesellschaft aus- wie eingeschlossen – das Ausgeschlossene wird im Innersten aufbewahrt. Ähnliches gilt für die Stimme, einerseits besteht sie im Innersten der Sprache fort und bedroht sie „mit der Unmöglichkeit ihrer eigenen Symbolisierung“<sup>39</sup>, weswegen sie ausgeschlossen werden muss, andererseits ist sie zentral für die Funktionen der von

---

<sup>37</sup> Ebd., 96-97.

<sup>38</sup> Ebd., 140.

<sup>39</sup> Ebd., 145.

Louis Althusser so bezeichneten „ideologischen Staatsapparate“ (Kirche, Justiz, Universität, Wahlen). Alle diese Institutionen gruppieren sich um ein schriftlich kodifiziertes Wissen oder Gesetz, benötigen aber die „lebendige Stimme“ (*viva voce*), um ihre Macht rituell entfalten zu können. Die Stimme verleiht dem Wort den Status eines Akts, das „geschriebene Wort aber besitzt keine Macht, solange ihm die lebendige Stimme nicht vorausgeht und es trägt.“<sup>40</sup>

Allerdings existiert auch eine andere, „antipolitische“ Form der Stimme, die den Buchstaben des Gesetzes weniger ergänzt, als ihn ersetzt. Diese finstere, als Mittel der Gewalt auftretende Stimme steht im Zentrum des Totalitarismus, sie äußert sich exemplarisch in den Reden Adolf Hitlers:

Es ist die Beziehung zur Stimme, die ihn zum Führer macht, und das Band, das die Subjekte an ihn bindet, wird als stimmliches Band inszeniert; seine andere Seite ist die per Massenakklamation gegebene Antwort auf die Stimme, ein wesentlicher Bestandteil der Rede. Die Stimme ist es, die das Gesetz macht – Führerworte haben Gesetzeskraft, wie Eichmann in Jerusalem sagen wird; seine von der bloßen Stimme getragenen Worte bilden das Gesetz, die Stimme macht sie augenblicklich zum Gesetz, sie hebt, mit anderen Worten, das Gesetz auf [...]. In der Person des Führers fallen *zoé* und *bios* zusammen.<sup>41</sup>

In zwei abschließenden Kapiteln, *Freuds Stimmen* und *Kafkas Stimmen*, wird schließlich die Rolle behandelt, welche die Stimme in der Praxis und Theorie der Psychoanalyse spielt. Für Dolar ist die Stimme der Ursprung der analytischen Erfahrung, sie äußert sich in den Bereichen des Phantasmas, der Wünsche und der Triebe. Das Objekt Stimme bindet Phantasma und Signifikant aneinander, indem das Unverständliche oder Unheimliche der Stimme durch Artikulation<sup>42</sup> und Gliederung, also Signifikation, zu einem Verstehen oder Sinn geführt wird. Allerdings kommt der Moment des Verstehens „immer zu spät“, im analytischen Prozess geht es nicht darum, das Phantasma durch Verstehen aufzulösen, sondern es „zu durchqueren“.

Freuds *Psychopathologie des Alltagslebens* folgend entwickelt Dolar eine Theorie des Unbewussten als Ort einer Stimmproduktion, einem „tonhaften Schauplatz“, der Worte weniger als Signifikanten denn als lautliche Objekte behandelt. Dies ist der Ort der Pro-

---

<sup>40</sup> Ebd., 148.

<sup>41</sup> Ebd., 158 f.

<sup>42</sup> Sprich: Gliederung.



duktion von Versprechern, Homonymie, Metonymie und Metapher, was sich in dem lacanschen Diktum, dass das Unbewusste wie eine Sprache strukturiert sei, niederschlägt. Die Stimme erscheint als der Teil des Signifikanten, der nicht zur Bedeutungsproduktion beiträgt, jedoch müssen „[die Signifikanten] um ähnlich klingen zu können, [...] überhaupt erst einmal klingen.“<sup>43</sup> Sie haben also konkrete Eigenschaften, die sich an einem anderen Ort als dem ihrer strukturalen Differenz abspielen, Dolar vergleicht diese Lautanteile mit fleischlichen Parasiten, die der „reinen“ Ordnung der Signifikanten angehängt sind – „leibliche Schmarotzer einer leiblosen Kreatur“<sup>44</sup>. Die Überschneidung dieser Differenz wird mit einer deleuzezianischen Formulierung verdeutlicht:

Es [gibt] zwei Serien, einerseits die Serie der Signifikanten und andererseits die Serie der Stimmen, die nicht zur Bedeutungsgebung beitragen, und die beiden Serien unterscheiden sich gerade aufgrund ihrer Konvergenzpunkte, ihrer Querverbindungen, ihrer Kreuzungen, an denen die Lautverschmelzung wie ein Bruch der Signifikation und zugleich wie die Quelle einer anderen Signifikation funktioniert, an denen ihre Amalgamierung zu ihrem Divergenzpunkt wird.<sup>45</sup>

Diesen Divergenzpunkt bringt Dolar auf die Formel der *lalangue*, ein lacanscher Begriff, der ein Genießen der und innerhalb der Sprache, sowie deren innere Spaltung bezeichnet. Das Genießen selbst wird zu einem Bestandteil der Rede, wenn sich die „Logik der Differenz permanent mit der Logik der Ähnlichkeit und Nachklänge überschneidet, bis sich erstere gar nicht mehr als eigenständige Sphäre („das Symbolische“) identifizieren lässt.“<sup>46</sup>

Die Instanz, die aus der sich aus *lalangue* ergebenden unendlichen Potentialität flottierender Laute auswählt (bestimmte Laute werden zu Signifikanten innerhalb einer Sprache, andere nicht), wird als der unbewusste Wunsch gekennzeichnet. Der Wunsch wird als ein zutiefst mit der Sprache Verwobenes bezeichnet, in der freudschen Fehlleistung des Versprechers fungiert er beispielsweise als Wirkung und „wird in einer kreisförmigen Schleife nachträglich zu dessen Ursache; er erzeugt seine eigene Vorgängigkeit“<sup>47</sup>. Der Wunsch lässt sich nur nachträglich „lesen“, er hat keinen Ort außerhalb der Spra-

---

<sup>43</sup> Dolar 2007, 190.

<sup>44</sup> Ebd., 196.

<sup>45</sup> Ebd., 192.

<sup>46</sup> Ebd., 193.

<sup>47</sup> Ebd., 201.

che. Das vom Wunsch freigesetzte Begehren (das französische *désir* verbindet beide in einem Wort) „hält die Sprache am Laufen“, bzw. fällt mit ihrem erratischen Wesen, das sich in Echos, Resonanzen und Homonymien äußert, zusammen.

Er entspringt keiner wie auch immer gearteten Tiefgründigkeit unbewußter Strebungen; vielmehr müssen all diese Strebungen als nachträgliche Wirkung von etwas vollkommen Oberflächlichem betrachtet werden, dem zufälligen Wiederhall der Stimme im Signifikanten, als Falte, als Furche, als Falte der Sprache [...].<sup>48</sup>

Ein weiterer psychoanalytisch relevanter Aspekt der Stimme ist paradoxerweise das Schweigen. Zum einen werden die Triebe von Freud als stumm charakterisiert, zum anderen ist das Schweigen des Analytikers ein zentraler Bestandteil der psychoanalytischen Kur. Das Schweigen der Triebe ist jenes, das nicht zu irgendeiner Sinngebung beiträgt, aber immer präsent ist. Der Trieb soll als etwas verstanden werden, dass an der Schnittstelle entsteht, an der die Symbolische Ordnung und der Körper sich begegnen, oder vielmehr ist er diese Schnittstelle selbst. Die Triebe „insistieren als konstanter Druck“, und kehren immer wieder zum gleichen Ort zurück.

Nichts ist natürlich am Schweigen der Triebe – es ist nicht die Stummheit eines natürlichen Lebens, es gehört nicht etwa zu einem organischen oder animalischen Grund zu; die Triebe stellen vielmehr eine denaturierte Natur dar, sie sind kein Rückfall in eine angeblich ursprüngliche, nie überwundene animalische Vergangenheit [...], sondern eine Konsequenz der Annahme einer symbolischen Ordnung.<sup>49</sup>

Das Schweigen der Triebe ist für Dolar eng mit dem Schweigen des Analytikers verbunden – er definiert es als einen Akt, der einen Bruch in das sich abspulende Genießen der *lalangue* einführt. Das Schweigen wird in der analytischen Situation zu einem Raum, in dem die Stimme widerhallen kann, um in einer schleifenförmigen Bewegung zum Subjekt zurückzukehren. Es wird zu einer Resonanz, die einen Charakter der Andersheit des Gesagten offenbart – statt einer Antwort erhält der Analysant nur seine eigene Stimme zurück und wird so für sie verantwortlich. Das akusmatische Schweigen des Analytikers wird zu einem Mittel einer eigentümlichen Subjektivierung:

Falls der Stimme Reflexivität zukommt, weil ihre Resonanz vom Anderen zurückkommt, dann ist es eine Reflexivität ohne Selbst – kein schlechter Name für das Subjekt. Denn es

---

<sup>48</sup> Ebd.

<sup>49</sup> Ebd., 208.

ist nicht dasselbe Subjekt, das seine Botschaft aussendet und die Stimme zurückgeworfen bekommt – das Subjekt ist vielmehr das, was aus dieser Schleife hervorgeht, das Ergebnis dieses Parcours.<sup>50</sup>

In dieser Denkbewegung zeigt sich eine Nähe Jean-Luc Nancys in *Zum Gehör* vorgenommenen Überlegungen zum „Subjekt des Hörens“: „es ist kein phänomenologisches Subjekt, das heißt, es ist kein philosophisches Subjekt, und letztlich ist es vielleicht gar kein Subjekt, es sein denn, es ist der Ort der Resonanz, ihrer unendlichen Spannung und ihres unendlichen Rückhalls.“<sup>51</sup>

In seiner abschließenden Reflektion über Kafka verortet Dolar die Stimme erneut als Funktion des Gesetzes. In diesem Zusammenhang taucht abermals das nackte Leben des *Homo sacer* auf (ein wichtiger Begriff bei Agamben, er ist vom Gesetz ausgeschlossen und darf ungestraft getötet werden, ist also auf das nackte Leben reduziert). Der *Homo sacer* ist, wie die Figuren Kafkas, dem Gesetz in seiner Reinform ausgeliefert, als seine eigene permanente Überschreitung, als Notstand, der durch die Außerkraftsetzung aller Gesetze das Gesetz als solches konstituiert. Die Stimme des Gesetzes erscheint als strukturell am Ort der Ausnahme befindlich. Das Gesetz muss buchstäblich, jederzeit nachprüfbar und unveränderlich sein, in Kafkas Erzählungen gelangt jedoch niemand jemals zu dem Ort dieser Kodifizierung. Die Stimme befindet sich strukturell am gleichen Platz wie die Souveränität, die über den Ausnahmezustand entscheidet –

Die Stimme befindet sich am Ort der Ausnahme, der inneren Ausnahme, die zur Regel zu werden droht, und offenbart dort eine weitreichende Affinität zum nackten Leben. Der Ernstfall tritt ein, wenn die Stimme in der Position des Befehlshabers auftaucht, ihre Existenz im verborgenen plötzlich überwältigend und verheerend wird. Die Stimme befindet sich exakt an einem unlokalisierbaren Ort zugleich innerhalb und außerhalb des Gesetzes und droht folglich permanent mit dem Notstand. Und mit Kafka ist die Ausnahme zur einzigen Regel geworden.<sup>52</sup>

Das Schweigen wäre, so Dolars Kafka-Lektüre, die „ultimative Waffe“ des Gesetzes: Einem Gebot, einem Befehl oder einer Erwartung könnte man sich widersetzen, dem Schweigen nicht, da es nichts gibt, dem Widerstand geleistet werden könnte.

---

<sup>50</sup> Ebd., 214.

<sup>51</sup> Nancy 2010, 31.

<sup>52</sup> Dolar 2007, 224.

## **Ausblick**

Die Zusammenfassung der im Seminar verhandelten Texte deutet eine ganze Reihe von Fragestellungen und Themenkomplexen an, die im Rahmen des Themas „Musik und Macht“ weiterentwickelt werden können. Ein „Schweigen des Lärms“ und der „Gehorsam des Gehörs“ (Nancy), eine „akustische Sklavenmoral“ und die „Revolte der Wahrnehmung“ (Lenger), das „Fleisch der Stimme“ und die „Macht des Hörens“ (Dolar) sind nur schlagwortartige Beispiele für eine Vielzahl von Anschlussmöglichkeiten, die sich in Bezug auf die Interferenzen von Philosophie und Politik im Register des Akustischen weiterverfolgen lassen. Dabei sollte es im kommenden Semester auch darum gehen, Beispiele für diese in philosophischen Begriffen konzipierten Theoreme zu finden, an denen sich ihre Plausibilität verdeutlichen lässt.

## Literatur

Agamben, Giorgio (2002): *Homo sacer. Die souveräne Macht und das Leben*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Aristoteles (1994): *Politik*, nach der Übersetzung von F. Susemihl hg. von W. Kullmann, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1990): *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II*, Berlin: Merve.

Derrida, Jacques (2003): *Die Stimme und das Phänomen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Dolar, Mladen (2007): *His Masters Voice – Eine Theorie der Stimme*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Husserl, Edmund (2000), *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins*, Tübingen: Niemeyer.

Lenger, Hans-Joachim (2015): ›Animalischer Lärm‹, Vortrag im GOLEM am 2.4.2015, Unveröffentlichtes Manuskript.

Nancy, Jean-Luc (2010): *Zum Gehör*, Zürich-Berlin: Diaphanes.

Rancière, Jacques (2002): *Das Unvernehmen. Politik und Philosophie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.